

**Zeitschrift:** Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

**Herausgeber:** Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

**Band:** 22 (1965)

**Heft:** 4

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Comptes rendus

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen – Comptes-rendus

**Entretiens sur l'antiquité classique.** Tome X: Archiloque. Tome XI: La 'Politique' d'Aristote. Vandœuvres-Genève 1964 und 1965. 307 bzw. 298 S.

Über frühere Veröffentlichungen der Fondation Hardt wurde zuletzt in Band 21 dieser Zeitschrift (1964) 248 berichtet.

Die Reihe von Vorträgen und Diskussionen über Archilochos eröffnen zwei Archäologen, J. Pouilloux und N. M. Kondoleon, indem sie Ausgrabungsergebnisse für die Biographie des Dichters auszuwerten versuchen. Der eine entwirft ein Bild der Besiedelung von Thasos, an welcher der Dichter beteiligt war, der andere schildert den Parier als Bürger eines am künstlerischen Leben Joniens regen Anteil nehmenden Inselstaates. A. Scherer bestimmt den Anteil des Epos an der Sprache des A., und D. Page benützt die formelhaften Stilelemente homerischer Herkunft, um seine daktylischen Gedichte als «oral poetry» sowie die übrige Lyrik als Zeugnis für den Übergang zur Schriftlichkeit zu bestimmen. K. J. Dover forscht volkstümlichen Traditionen nach, welche A. aufgenommen haben kann; er rechnet dazu die Aussagen, die er andern in den Mund legt, und begründet mit dieser mimetischen Möglichkeit die Warnung, bei biographischer Ausdeutung der Fragmente Vorsicht walten zu lassen. W. Bühler stellt zur Diskussion, in welchem Umfang Kallimachos nächst Hippoanax auch A. als Vorbild gewählt habe, und E. Wistrand gelangt durch Interpretation von Horaz, Epist. I 19 und II 2 zum Ergebnis, daß der Römer A. wegen seiner Polymetrie als lyrisches Vorbild schlechthin behandelt habe.

Der aristotelischen Politik sind 7 Referate gewidmet. Zwei derselben setzen sich mit der Entwicklungslehre W. Jaegers kritisch auseinander, nämlich die von R. Stark und P. Aubenque. Der Erstgenannte weist darauf hin, daß die idealstaatlichen Forderungen auch in den empirisch ausgerichteten Büchern IV-VI nicht vergessen seien, und Aubenque spricht von einer Synthese zwischen Theorie und realpolitischer Rücksicht. R. Weil bemüht sich um den Nachweis, daß A. sein historisches Material oft nach den systematischen Kategorien der Politika zurechtschneidet, während G. J. D. Aalders in seiner Behandlung der aristotelischen Mischverfassung mit geschichtlicher Treue der Berichterstattung rechnet. In die gleiche Richtung wie Aalders weist P. Moraux mit seiner Studie über Aporematen des A. und ihren aktuellen Hintergrund, als welchen er unter anderm politische Debatten geltend macht. D. Allan verteidigt A. gegen den Vorwurf des staatlichen Totalitarismus durch den Hinweis auf den Zusammenhang der Politika mit der Ethik und ihrer individualistischen Güterlehre; er erinnert daran, daß die vom Staate geforderten Sozialtugenden im Dienste der Kontemplation stehen. Das gleiche hierarchische Denken macht O. Gigon in seiner Interpretation der Abschnitte über die Sklaven sichtbar, die Lehre von den *φύσει δοῦλοι* erweist sich ihm als Lösung des Problems, daß die Beschaffung der lebensnotwendigen Güter den Arbeitenden von Arete und Eudämonie ausschließt.

F. Wehrli

**Johannes Bechert:** Die Diathesen von *ἰδεῖν* und *όραν* bei Homer. Münchener Studien zur Sprachwissenschaft, Beiheft F. In Kommission bei J. Kitzinger, München 1964. 2 Bde. XXX, 473 S.

Das Ziel, das sich der Verf. dieser umfangreichen, von W. Porzig angeregten, bei F. Sommer entstandenen und unter W. Wissmann vollendeten Dissertation gesetzt hat, ist, bei einem so häufigen Verbum wie *ἰδεῖν/όραν* den Unterschied zwischen der aktiven und der medialen Diathese an Hand aller homerischen Beispiele zu untersuchen. Denn mit Recht lehnt er Erklärungen, welche sich nur auf wenige ausgewählte Beispiele stützen, als ungenügend ab. Vielmehr müsse man durch möglichst umfassende Einzelinterpretationen herausfinden, worin dieser für unser Sprachempfinden kaum faßbare Unterschied besteht. Diese Interpretation der einzelnen, nach dem syntaktischen Zusammenhang geordneten Stellen führt nun der Verf. sehr sorgfältig und im allgemeinen auch überzeugend durch und gelangt so zu einem an sich durchaus einleuchtenden Ergebnis. Demnach ist ein Unterschied in der Bedeutung, auch wenn der Sprecher im Einzelfall oft zwischen den beiden Diathesen frei wählen kann, deutlich feststellbar. Während das Aktiv die Handlung als solche bezeichnet, betont das Medium nicht nur – was ja bekannt und anerkannt ist – eine stärkere Anteilnahme des Subjektes, sondern hebt auch oft das Objekt besonders hervor. Es steht z. B.

dann, wenn das Objekt etwas Wunderbares (vgl. *θαῦμα ἰδέσθαι*), etwas Ersehntes oder Befürchtetes ist, was man deutsch etwa durch 'zu sehen bekommen, voll Spannung hinsehen, ansehen müssen' u. ä. wiedergeben kann. Verhältnismäßig oft wäre meines Erachtens 'mit eigenen Augen sehen' nicht ungünstig. Die Feststellung, daß gerade das Objekt und vor allem ein solches, über welches das Subjekt keine Macht hat, betont wird, überrascht zunächst, erweist sich aber dann als durchaus sinnvoll. Immerhin ist dieser Gebrauch des Mediums bereits bei Homer im Rückgang begriffen.

Die mit äußerster Umsicht und großem Scharfsinn durchgeführte Untersuchung bringt eine bedeutende Förderung unserer Einsicht in das Wesen der Diathesen. Ein reicher Gewinn entfällt zugleich auch auf die philologische Homerinterpretation. Leider enttäuscht der Druck; denn daß das Griechische von Hand geschrieben werden muß, ist schlechthin unbegreiflich.

E. Risch

**J. Van Leeuwen:** *Pindarus' tweede Olympische Ode.* Bibliotheca classica Vangorcumiana XIV. Assen 1964. 1. Teil: 303 S., 10 Abb. 2. Teil: S. 305–542, 1 Taf.

Nimmt man ein gelehrtes Buch über ein einziges pindarisches Gedicht zur Hand, ein Buch, das bis zu Seite 542 reicht und dem man überdies noch einen alles Behandelte umfassenden Index wünschen möchte, so könnte man vielleicht erschrecken und sich fragen: Wer außer dem Spezialisten ist imstande, ein so umfangreiches Werk durchzuarbeiten? Aber das Studium lohnt sich. Denn nicht nur ist die zweite Olympia ein hervorragendes Lied; sie stellt dazu, abgesehen von dem berühmten eschatologischen Stück, ihre besonderen heiklen Probleme, und vom Kommentator ist zu sagen, daß er sich nichts geschenkt hat. Auf alles sucht er einzutreten, er diskutiert mit Sorgfalt und mit großer Gelehrsamkeit. Schon die verzeichnete Bibliographie zeigt dem mit bescheideneren Mitteln zu arbeiten Gewohnten eindrücklich, was für ein wissenschaftlicher Apparat anderwärts zur Verfügung steht und hier verwertet ist. Auch wenn man den wohl überlegten Entscheidungen in diesem und jenem Fall nicht zu folgen geneigt ist und seine eigenen Fragen sich vorbehält, weiß man Van Leeuwen für seine umsichtige, sehr große Arbeitsleistung vielen Dank. Das Buch ist ganz prächtig ausgestattet und gedruckt, die Zerlegung in zwei Teile praktisch.

P. Von der Mühl

**T. B. L. Webster:** *Griechische Bühnenaltertümer.* Studienhefte zur Altertumswissenschaft 9. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1963. 83 S., 29 Abb.

«Die Absicht dieses Handbuches ist es, in verschiedene Arten von Material einzuführen, das wir benötigen, wenn wir versuchen wollen, die Geschichte der griechischen Bühnenaufführung zu rekonstruieren.» An Material werden literarische und inschriftliche Quellen zusammengestellt, vor allem aber Bühnenaltertümer, d. h. Darstellungen von Schauspielern und Masken. Höchst willkommen ist das Kapitel, das die Altertümer und Quellen geographisch und chronologisch ordnet. Auf verhältnismäßig kleinem Raum wird außerordentlich viel geboten. Eine kurze Geschichte der griechischen Bühnenaufführung, stichwortartig auf Grund aller erreichbaren Quellen, bildet den Abschluß. Die gegen 30 Abbildungen bringen zum Teil wenig Bekanntes. Angenehm sind die Hinweise auf die Literatur und eine ausführliche Abbildungskonkordanz.

M. Hauser

**Richmond Lattimore:** *Story Patterns in Greek Tragedy.* University of London, The Athlone Press, 1964. 106 S.

Ein besonderer Reiz dieser kleinen Schrift liegt darin, daß hier ein Philologe spricht, welcher zugleich Dichter ist und darum das dichterische Handwerk aus eigener Übung kennt. Die dem Thema wohl angemessene lockere Form ist die des mündlichen Vortrags, die Publikation gibt nämlich die Lord Northcliffe Lectures wieder, welche 1961 am University College London gehalten wurden.

Der Verf. umschreibt das tragische Spiel als eine bestimmte Form, Geschichten zu erzählen, und leitet daraus die Warnung ab, dasselbe inhaltlich auf bestimmte Begriffe wie tragische Entscheidung, Schuld oder Schicksal festzulegen. Die dem Dramatiker zur Verfügung stehenden Stoffe, die vom Verf. nach Gruppen geordnet werden, haben ihre thematische Eigengesetzlichkeit, die der Gestaltung und Sinngebung Grenzen setzt; was der Einzelne der Fabel abgelesen wissen will, gibt er nicht einmal immer deutlich zu erkennen. Und wie im Ganzen sind die Möglichkeiten im Einzelnen beschränkt. Hier steht ein Repertoire typischer Szenen, wie Verfolgung, Flucht, Asyl usw. zur Verfügung, die zum Teil aus Kultleben und Glauben stammen und ebenfalls Vorsicht gegenüber der Annahme persönlicher Bekenntnisse auferlegen. Wie stark die Bindung durch die Stilgesetze der Gattung ist, wird an der Charakterzeichnung gezeigt, welche ganz auf die Bedürfnisse der Handlung ausgerichtet bleibt.

F. Wehrli

**Thomas G. Rosenmeyer: The Masks of Tragedy. Essays on Six Greek Dramas.** University of Texas Press, Austin 1963. XI, 248 S.

Rosenmeiers Buch ist aus einer Reihe von Vorträgen über einzelne griechische Tragödien entstanden. Es enthält fünf Essays, die zwar ihre Herkunft vom populären Vortrag nicht verleugnen, aber trotzdem wissenschaftliche Ansprüche stellen. Das Werk gehört zu einer verhältnismäßig seltenen Gattung von Bemühungen um die griechische Tragödie, wo weder ein bestimmtes Einzelproblem noch das Gesamtwerk eines Dichters noch das Ganze der griechischen Tragödie behandelt wird. Rosenmeyer geht es vor allem darum, das einzelne Stück zu isolieren, weil er der Überzeugung ist, daß jede Tragödie als ein einmaliges, unaustauschbares Werk betrachtet werden muß. Er fragt das Kunstwerk nach seiner Grundidee, deren Wirkung er sich ausgesetzt spürt. Bei der Analyse des einzelnen Stükkes geht er vom persönlichen Gesamteindruck, nicht vom Stand der Forschung aus, ohne aber dem Dilettantismus zu verfallen. Seine Vertrautheit mit dem Denken der Griechen und der modernen Literatur erlaubt es ihm, neuartige Verbindungen herzustellen und originelle Einsichten zu finden: An den Sieben gegen Theben zeigt er auf, wie stark die Tragödie durch das Bild seelische Erfahrungen vermittelt und auf das Gefühl einwirkt. Auch beim Prometheus geht er der Bildhaftigkeit nach, besonders ihrem Verhältnis zum Gedanklichen. In den Vordergrund der glücklichen Gegenüberstellung von Ion und Bakchen stellt er das Verhältnis der göttlichen und menschlichen Welt. Auf den problemreichen Aias fällt vom Begriff der Zeit her neues Licht. Der letzte Abschnitt behandelt den Charakter in der Alkestis. Man kann Rosenmeyer die Anerkennung nicht versagen, daß er ohne jede Gewalttätigkeit neue Erkenntnisse vermittelt und daß er jedem Stük neuen Glanz zu verleihen vermag.

M. Hauser

**Kjeld Matthiessen: Elektra, Taurische Iphigenie und Helena.** Untersuchungen zur Chronologie und zur dramatischen Form im Spätwerk des Euripides. Hypomnemata H. 4. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1964. 199 S.

Die aus einer Hamburger Dissertation hervorgegangene Arbeit behandelt die von F. Solmsen (Hermes 69) zu einer Gruppe zusammengeschlossenen Spät dramen des Euripides, in welchen Anagnorismos und Intrigue die Handlung bestimmen. Sicherung und Modifizierung der von jenem erzielten Ergebnisse erfolgen in Auseinandersetzung mit G. Zuntz (The political Plays of Euripides, 1955), welcher der Elektra eine Sonderstellung gibt und ihre Datierung auf 413 in Zweifel zieht. M. gelangt zur chronologischen Reihe Elektra (417), Taurische Iphigenie (414), Ion (413), Helena (412); Troerinnen und Herakles läßt er auf die Elektra folgen, doch ohne sie zeitlich genau zu bestimmen. Die wichtigsten Kriterien liefert ihm der Strukturvergleich, der am ausführlichsten und überzeugendsten für Iphigenie und Helena durchgeführt wird. Es leuchtet ein, daß von zwei gleich gebauten Dramen wie diesen dasjenige jünger ist, welches die gemeinsamen Formelemente durchgehend reicher und kunstvoller gestaltet. Weniger schlüssig wird die Beweisführung, wo sie sich auf einzelne Vergleiche beschränkt, seien sie formell oder inhaltlich, denn es ist keinem Dichter verwehrt, gelegentlich hinter schon Geschaffenes zurückzugreifen. Das Anagnorismosmotiv, das ebenfalls ausgiebig für Datierungen zu dienen hat, wird vom Epos über Aischylos und Sophokles bis zum Spätwerk des Euripides verfolgt, und unter den bühnentechnischen Mitteln erhält die sogenannte hintszenische Handlung eine fruchtbare Untersuchung.

F. Wehrli

**Heinz Schreckenberg: Ananke.** Untersuchungen zur Geschichte des Wortgebrauchs. Zeitschrift für Sprachwissenschaft Heft 36. Verlag C. H. Beck, München 1964. 188 S.

Ein Schüler Richard Harders und durch diesen zu Wortforschungen angeregt, bekennt der Verf., methodisch vor allem Bruno Snell verpflichtet zu sein. Er untersucht erst die Wortgruppen, in welche der Ausdruck Ananke häufig eingebaut ist, sowie die mit ihm abwechselnden Konkreta, und erst zum Schluß versucht er auf Grund der dadurch gewonnenen Ergebnisse eine etymologische Deutung. Dadurch wird der Wert der einzelnen Interpretationen unabhängig davon, ob sich die Annahme bewahrheitet, Ananke sei ein semitisches Lehnwort im Sinne von Fessel.

Die von Epos und Tragödie ausgehenden, aber auch andere Gattungen einschließenden Beobachtungen führen zur Feststellung, daß Ananke in einem konkreten oder metaphorischen Sinne die Vorstellung des Bindens geweckt haben muß. Wenn das Wort für das dem Sklaven, insbesondere dem Kriegsgefangenen auferlegte Schicksal gebraucht wird, muß es den antiken Hörer bald an eine dem Schirren von Zugtieren analoge Fesselung, bald an Folterung oder irgendeine andere Form körperlicher Freiheitsberaubung erinnert haben. In übertragener Verwendung ist Ananke Ausdruck für die Unwiderstehlichkeit der Liebes-

leidenschaft, die ja oft auch ausdrücklich als Fesselung oder Unterjochung versinnbildlicht wird, und in den gleichen Anschauungsbereich werden Lebensbedürfnisse wie Hunger und Durst einbezogen. Schließlich führt die in Ananke noch lebende Bildhaftigkeit zur Verwendung des Wortes für die politische Ordnung der Polis und die Gesetzmäßigkeit im Naturgeschehen.

F. Wehrli

**Ernst Milobenski:** *Der Neid in der griechischen Philosophie.* Klassisch-philologische Studien, herausgegeben von H. Herter und W. Schmid, H. 29. Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1964. 176 S.

Dank ihrer umfassenden Anlage füllt die Arbeit M.s eine Lücke der Monographien über ethische Begriffe aus. Außer Spruchweisheit, Sophistik und Rhetorik behandelt sie die verschiedenen Richtungen der nachsokratischen Philosophie sowie als Vertreter des kaiserzeitlichen Synkretismus Plutarch. Die locker aufgereihten Paraphrasen und Interpretationen lassen eine bemerkenswerte Konstanz in der Überlieferung eines beschränkten Gedankengutes erkennen, dessen Skala immerhin von nüchterner Lebensklugheit bis zur spekulativen Abstraktion reicht. Dringender als das Anliegen, sich vor dem Neid anderer zu schützen, ist die Warnung vor mißgünstiger Gesinnung als Bedrohung der eigenen Seelenruhe. Die Mahnung, nicht mit eigenen Vorzügen zu prahlen, geht aber doch in die Staatslehre ein, nach welcher nichts so sehr wie Mißgunst die politische Gemeinschaft schädigt. Die Individualethik empfiehlt von Demokrit an als Mittel gegen Scheelsucht, sich selber lieber mit Benachteiligten zu vergleichen als mit Bessergestellten. Nachdrücklich ist vor allem der Rat, Freunden gegenüber keinen Neid aufkommen zu lassen, da unter wirklichen Freunden ja alle Güter gemeinsam seien. Die Vergeistigung der Güterlehre führt von hier zum Gedanken, daß der Gute wesensmäßig von aller Mißgunst frei sei, weil er nach nichts strebe, was sich im ausschließlichen Besitz irgendeines anderen befindet.

F. Wehrli

**Platone:** *Alcibiade, Alcibiade secondo, Ipparco, Rivali.* Testo critico e traduzione di Antonio Carlini. Enciclopedia di autori classici dir. da G. Colli 82. Ed. Boringhieri, Torino 1964.

Eine saubere und tüchtige Arbeit, streng konzentriert auf die Textedition, die sich in der Linie von Schanz und Burnet hält und auch die Nebenüberlieferung nach dem Vorbild der Gorgiasedition von E. R. Dodds einarbeitet. Für die Weiterarbeit an dieser, außer dem Großen Alkibiades zu sehr vernachlässigten Tetralogie wird man nun diese Edition heranziehen können.

O. Gigon

**Markwart Michler:** *Die Klumpfußlehre der Hippokratiker.* Eine Untersuchung von De articulis Cap. 62 mit Übersetzung des Textes und des Galenischen Kommentars. Sudhoffs Archiv f. Gesch. d. Med. u. d. Naturwiss. Beiheft 2. Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1963. 64 S., 13 Abb.

Ein Hippokrates-Kapitel, das besonders berühmt ist, weil seine Grundsätze und Therapievorschriften im Kern bis heute unverändert gelten, wird hier zusammen mit dem Galen-Kommentar von einem Medizinhistoriker und Facharzt der Orthopädie sachkundig übersetzt und erläutert. Der Philologe bedauert einzig, daß nicht auch der griechische Wortlaut beider Stücke abgedruckt ist, zumal da der Verf. für Galen den noch unveröffentlichten kritischen Text F. Kudliens benützen konnte, über den er im Apparat zur Übersetzung Rechenschaft gibt. Im Hippokratestext versucht er eine sachlich unklare Stelle mit einer – freilich kühnen – Konjektur selbst zu heilen. Im übrigen vermeidet er umsichtig die naheliegende Gefahr, modernes medizinisches Wissen in die hippokratische Lehre hineinzudeuten, und kann so unter anderm nachweisen, daß auch der unspekulative Empiriker, der die treffliche knochenchirurgische Schrift *Π. ἀγμῶν* verfaßte, in seiner Therapie von unausgesprochenen aetiologischen Voraussetzungen ausging, indem er z. B. aus beobachteten traumatischen Luxationen Analogieschlüsse auf die Entstehung vorgeburtlicher Mißbildungen zog.

F. Heinimann

**Hans Dohm:** *Mageiros.* Die Rolle des Kochs in der griechisch-römischen Komödie. Zetemata H. 32. C. H. Beck, München 1964. XV, 294 S.

Die Reihe bereits bestehender Monographien über einzelne Typen von Komödienfiguren wird durch dieses Buch um einen wichtigen Beitrag erweitert: in einer umfangreichen (manchmal etwas weitschweifigen) Darstellung behandelt D. den für die Mittlere und Neue Komödie wichtigen Typ des Kochs. In der Alten Komödie ist dieser nur in Vorstufen faßbar. Später entwickelt sich zunächst der episodische Kochauftritt (Monolog, Dialog zwischen Köchen, Dialog des Kochs mit dem Auftraggeber). Daß der in die Handlung integrierte Koch erst bei Menander und Plautus deutlicher hervortritt, mag zum Teil eine Tücke der Überlieferung sein (Vorliebe des Athenaios für die episodische Kochrolle). Dennoch scheint

sich Menander (besonders im *Dyskolos*: *Sikon*) vom konventionellen Typus zu entfernen. – Die Interpretationen D.s sind sehr förderlich: sie erschließen dem Leser einen großen Teil recht schwieriger Fragmente aus Mese und Nea. Im Schlußteil (über römische Komödie, Nachwirkung) möchte der Rezensent einige Akzente etwas anders gesetzt wissen. Leider fehlt dem sonst nicht sparsam gestalteten Buch ein Sachindex, der bei einer solchen Materie sehr erwünscht wäre.

H. Marti

**Morten Nøjgaard:** *La fable antique. Tome I: La fable grecque avant Phèdre*. Nyt Nordisk Forlag Arnold Busck, Kopenhagen 1964. 600 S.

Der Verfasser dieses weitausholenden Werkes ist Anhänger der literarischen Strukturanalyse und setzt sich als solcher mit der bisherigen Fabelforschung sehr selbstbewußt auseinander. Die Untersuchung konzentriert sich auf die *Collectio Augustana*, die auf Grund ihrer stilistischen Einheitlichkeit als Werk eines persönlich faßbaren Autors beurteilt wird. Ihre isolierende Behandlung erlaubt dem Verfasser nur summarisch auf die Fragen ihrer gattungsgeschichtlichen Einordnung einzugehen, was dem Literarhistoriker die Problematik des reinen Strukturalismus bestätigt. Die Geschichte der Fabel kommt zwar in einem letzten, aber verhältnismäßig knappen Kapitel zur Darstellung, das die sumerischen Tiersprichwörter als denkbaren Ursprung der Gattung und Äsop als den Urheber einer im 5. Jahrhundert v. Chr. schriftlich fixierten Fabelsammlung behandelt. Wie sich die Augustana in eine von hier vielleicht über Demetrios von Phaleron führende Tradition einordnen soll, kommt jedoch nirgends deutlich zum Ausdruck. Dem, was die Strukturanalyse für sie ergibt, wird dafür allgemeine Geltung zugebilligt werden dürfen. Zu den vom Verfasser herausgearbeiteten Formen gehören die absolute Zeit, die Einheit und Irrationalität des Ortes, die Typisierung der Personen sowie die allgemeine Tendenz zur Abstraktion.

F. Wehrli

**Wilhelm Seelbach:** *Die Epigramme des Mnasalkes von Sikyon und des Theodoridas von Syrakus*. Klassisch-philologische Studien, herausgegeben von H. Herter und W. Schmid H. 28. Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1964. 148 S.

Kommentierte Ausgaben, wie die vorliegende als Dissertation unternommen, sind ein nachahmenswertes Beispiel. Der Verf. zeigt sich in Textgestaltung und Erklärung gleich vorsichtig, so sehr, daß man ihm stellenweise mehr Mut zu eigener Entscheidung wünschen möchte. Dies gilt vor allem für die Behandlung von Korruptelen, wo schon mit der Abklärung der inhaltlichen und syntaktischen Voraussetzungen einer Textherstellung viel gewonnen ist. Für die Interpretation macht S. ein reiches Vergleichsmaterial fruchtbar, und gewinnbringend ist auch die Berichterstattung über ältere Erklärungen. Ein Rückblick dient der zusammenfassenden Würdigung von Mnasalkes und Theodoridas. Ihre Beziehungen zu Anyte, Nikias, Leonidas und verwandten Dichtern sprechen dafür, daß beide der dorisch-peloponnesischen Schule nahe standen. Einen Gegensatz des künstlerischen Programms scheint die Kritik sichtbar zu machen, welche Theodoridas an Mnasalkes wegen dithyrambischen Schwulstes übt (A. P. 13, 21). Eine von S. zusammengestellte Liste der Stilmittel, deren sich die beiden Dichter bedienen, läßt diesen Gegensatz aber an den erhaltenen Gedichten nicht erkennen.

F. Wehrli

**Hermann Schneider:** *Vergleichende Untersuchungen zur sprachlichen Struktur der beiden erhaltenen Lehrgedichte des Nikander von Kolophon*. Klassisch-philologische Studien H. 24. Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1962. 131 S.

Der Verf. vergleicht ausgewählte Abschnitte der Theriaka und Alexipharmaka mit parallelen Stücken der medizinischen und pharmakologischen Fachliteratur von Diokles von Karystos über Dioskurides bis Paulus von Ägina, um die Mittel der Umsetzung wissenschaftlichen Lehrstils ins Lehrgedicht aufzuzeigen. Wie Übereinstimmung mit Philumenos und Paulus ergibt, schließt sich Nikander im Inhalt eng an seine Vorlage, den Iologen Apollodor, an, etwas freier im Aufbau der Theriaka, wo er nicht die Einzelfälle nach dem alten Schema *náθoç* – *θεραπεία* abhandelt, sondern die Schlangenbisse und anderseits die Therapie je in zusammenhängenden Abschnitten darstellt. Nach Sch. besteht Nikanders Umstilisierung vornehmlich darin, daß er in den Therapievorschriften passiven Ausdruck in aktiven umsetzt und in der Symptombeschreibung unpersönlich-nominale Sprache verbal wendet. Beide Merkmale finden sich freilich auch schon in der Sachprosa der knidischen Krankheitsbücher des Corpus Hippocraticum, wie denn Sch. die medizinische Sprache zu einheitlich sieht und ihre seit den Hippokratikern bezeugte Variationsbreite unterschätzt. Von den sonstigen Stilmitteln hebt er neben dem Vergleich die Vorliebe für Inkonzinnität hervor. Sie ist auf dasselbe Streben zurückzuführen wie die gesuchten Glossen und die syn-

taktischen Gewaltsamkeiten (etwa des Partizipialgebrauchs) in Nikanders Sprache, zu deren Verständnis die sorgfältige Untersuchung manches beiträgt. F. Heinemann

**Leif Bergson:** Der griechische Alexanderroman, Rezension β. Acta Universitatis Stockholmensis, Studia Graeca Stockholmiensia III. Almqvist & Wiksell, Stockholm 1965. 210 S.

In dankenswerter Weise wird hier abermals eine weitere Rezension des Volksbuches von Alexander d. Gr. sorgfältig ediert, nachdem vor kurzem U. von Lauenstein und H. Engelmann Teile der Rezension ε herausgegeben hatten. Das Textmaterial wird also größer und größer, und allmählich regt sich der Wunsch, es möchten sich nun auch Interpreten finden, die uns den Charakter, die Quellen und die besondere Absicht jeder einzelnen Rezension sichtbar machen; denn erst von da an wird's wirklich interessant. O. Gigon

**W. Nestle:** Geschichte der griechischen Literatur. 3. Aufl., bearbeitet von W. Liebich. Sammlung Göschen Bd. 70 u. 557. De Gruyter, Berlin 1961 und 1963. 144 bzw. 149 S.

Zur ersten raschen Information über Namen und Sachen der griechischen Literaturgeschichte stehen heute verschiedene lexikalische Werke kleinen Umfangs zur Verfügung. Wer ähnlich knappe Auskunft sucht, dazu aber einen Autor in literatur- oder wissenschaftsgeschichtliche Zusammenhänge eingeordnet sehen möchte oder eine Gattung des griechischen Schrifttums mit ihren Vertretern kurz überblicken will, kann in der durch W. Liebich modernisierten Nestleschen Literaturgeschichte nachschlagen (1. Aufl. 1923/24; 2., wenig veränderte Aufl. 1942/45); Register und Inhaltsverzeichnisse der beiden Bändchen erschließen die erstaunlich materialreiche Darstellung, die auch Entlegenes berücksichtigt.

Der Bearbeiter hat Nestles Text einer tiefgreifenden Neugestaltung unterzogen. An zahllosen Stellen versucht er, unklare oder clichéhafte Formulierungen Nestles stilistisch zu verbessern und im Sachlichen – auch in Spezialfragen – den Anschluß an den modernen Wissensstand herzustellen. Dabei stützt er sich durchgehend auf A. Leskys Literaturgeschichte, beachtet aber auch selbständig die neueste Forschung. Wenigen Streichungen stehen zahlreiche Ergänzungen gegenüber, z. B. Einarbeitung der Papyrusfunde und Beifügung eines Kapitels über Buchwesen und Überlieferungsgeschichte. Schmal geblieben ist die Behandlung des Epigrams und des Neuplatonismus, und aus Raumgründen hat der Verlag den früheren 5. Teil (christliche Literatur) wegfallen lassen.

Der Name Nestle hat dem Bearbeiter die Hände gebunden. Er durfte retouchieren, korrigieren und ergänzen, aber im allgemeinen nicht frei entwerfen. Die Geschlossenheit der Darstellung mußte darunter leiden. So widerstreben im Abschnitt über Apollonios (2, 48 ff.) Nestles abschätzige Urteile dem Versuch Liebichs, die Merkmale des Hellenisten herauszuarbeiten. Dagegen wirkt die völlig neugestaltete Behandlung des Kallimachos (2, 54 ff.) weit besser lesbar und einheitlicher. A. Knecht

**Leumann – Hofmann – Szantyr:** Lateinische Grammatik; Syntax und Stilistik von J. B. Hofmann, neubearbeitet von Anton Szantyr. Handbuch der Altertumswissenschaft von Iwan von Müller (Walter Otto, Hermann Bengtson) 2. Abteilung, 2. Teil, 2. Band, 1. und 2. Lieferung. Verlag C. H. Beck, München 1963/64. 842 S.

Die Neubearbeitung des bekannten Hofmannschen Buches durch A. Szantyr erweckt schon als Arbeitsleistung Bewunderung: das Buch ist fast auf den doppelten Umfang erweitert. Der Zuwachs ist besonders der Stilistik zugute gekommen, die um mehrere neue Kapitel bereichert wurde, aber auch die übrigen Teile haben durch die Einarbeitung der neuen Forschungsergebnisse und durch die Mehrung der dargebotenen sprachlichen Tatsachen – zu der Szantyr als Redaktor am Thesaurus besonders befähigt war – so sehr an Wert gewonnen, daß die 5. Auflage (1928) daneben völlig veraltet ist. Nur ungern fügt man dem in so hohem Maße geschuldeten Danke Kritik hinzu; sie ist aber zu einer wirklichen Kennzeichnung des Werkes unumgänglich. Hofmanns in mancher Hinsicht vortreffliches Werk litt an gedanklicher und sprachlicher Unschärfe und Verschwommenheit, und diesen Mangel hat Szantyr nicht hinreichend behoben. Dafür drei Beispiele: S. 473 (~ 5. Aufl. S. 656) heißt es: «que verknüpft seit idg. Zeit, sowohl doppelt als allein beim zweiten Glied gesetzt, keine Sätze, sondern nur Satzteile». Das Wort 'seit' läßt den Leser glauben, que könne auch im Latein keine Sätze anknüpfen. Daher überrascht ihn die Fortsetzung: «Bei Plautus tritt que wie in der Prosa stets an das erste Wort des Satzes». Einige Zeilen weiter steht dann: «Die Funktion von que als Satzpartikel ist erst einzellateinische Entwicklung [besser wäre: «... hat das Latein erst in einzelsprachlicher Zeit entwickelt»], so oft Cicero ...». Daß schon Plautus Nebensätze durch que an vorangehende Nebensätze anknüpft (z. B. Capt. 924 ff.), kann man nur mittelbar aus dem erwähnten überraschenden Satze ahnen; ein Beispiel aus Plautus wird nicht gegeben. – Bei der stilistischen Behandlung des Wort-

schatzes heißt es S. 741 (~ 5. Aufl. S. 790), Reichtum an Begriffswörtern finde sich nur in Sprachen mit langer schriftsprachlicher Tradition; im Altlatein bestehe noch ein fühlbarer Mangel an ihnen. Der Leser wird sich unter 'Begriffswörtern' am ehesten Abstrakta vorstellen. Erstes Beispiel ist aber griech. *σωτήρ*, dessen Wiedergabe den Römern nach Ciceros Zeugnis Schwierigkeiten bereitet hat. So lehrreich dieser Fall an sich auch ist – man wird doch die Nomina agentis auf -*tor* schwerlich als ausgeprägte Vertreter der 'Begriffswörter' betrachten wollen, und sie sind denn auch im Altlatein keineswegs selten; *σωτήρ* ist ein Sonderfall. – Unbefriedigend ist auch etwa die Behandlung von *quamvis* S. 603. Da sie einen Teil der Darstellung der Konjunktionsätze bildet, hätte zuerst der naheliegenden falschen Annahme vorgebeugt werden müssen, die Entstehung der *quamvis*-Sätze gleiche derjenigen der mit *quam*, *priusquam*, *quamquam* eingeleiteten Vergleichs-, Zeit- und Konzessivsätze. Zu diesem Zwecke hätten folgende Tatsachen deutlich hervorgehoben werden sollen: Nur *quamvis* als Wort stellt (ursprünglich) einen Vergleichssatz dar. Er ist früh zu einem Adverb erstarrt, dessen Bedeutung ('noch so sehr') besser durch 'beliebig steigernd' oder 'unbeschränkt steigernd' als durch 'unbestimmt steigernd' zu umschreiben gewesen wäre. Die (teilweise) Umdeutung dieses Adverbs zur Konjunktion 'obgleich' ist erst zur Zeit Ciceros abgeschlossen; diese Entwicklung steht in ihren früheren Stufen der Adversativparataxe mit Ausdrücken wie *quibus*, *quilibet* und *licet* viel näher als den Sätzen mit *quam* und *quamquam*. Diese im wesentlichen von E. Schaffner, Die Entwicklung des lateinischen Adverbs *quamvis* zur Konjunktion (Winterthur 1954), erkannten Tatsachen sind zwar in Szantyrs Darstellung aufgenommen, aber so zerstreut und gewissermaßen verborgen, daß sie zu einem deutlichen Bilde nur der zusammenstellen kann, dem sie schon vertraut sind. – Die Stärke des dankbar zu begrüßenden und unentbehrlichen Werkes ist der Reichtum des dargebotenen Stoffes, nicht die gedankliche Verarbeitung und die Klarheit der Darstellung.

A. Bloch

**W. Sidney Allen: Vox Latina. A Guide to the Pronunciation of Classical Latin.** Cambridge University Press 1965. X, 112 S.

Die kurze Lautlehre beschreibt, nach einer allgemein phonetischen Einleitung, die einzelnen Laute sowohl phonetisch als in ihrer historischen Entwicklung, auch werden Probleme wie das der Natur des lateinischen Akzents behandelt. Ein erster Anhang gibt einige Lautbeschreibungen römischer Autoren von Lucilius bis Cassiodor (zusammen 5 Seiten), ein zweiter bietet die historische Erklärung der in England traditionellen Aussprache und stellt in kurzen Zügen den Kampf um deren Reform seit Erasmus dar. Ed. Liechtenhan

**Iiro Kajanto: The Latin cognomina.** Societas Scientiarum Fennica, Commentationes Humanarum Litterarum XXXVI 2. Helsinki 1965. 418 S.

Ein außerordentlich nützliches Handbuch, das sämtliche literarisch und epigraphisch belegten Cognomina registriert, die Häufigkeit ihres Vorkommens vermerkt und auch eine Klassifizierung in 15 verschiedene Gruppen unternimmt, der man in allem wesentlichen wird zustimmen dürfen (eindrucksvoll ergibt sich unter anderm, wie die Bezeugung der theophoren Namen in Rom ganz anders liegt als in Griechenland). Untersucht werden auch die Suffixbildungen; weiterer Forschung empfohlen sei der Abschnitt über die sogenannten Diminutivformen (-*ulus*, -*culus* usw.), wo der Verdacht nicht unterdrückt werden kann, daß es sich mindestens in älterer Zeit gar nicht um echte Diminutiva handelt, sondern um etwas anderes: bei Bildungen wie *Romulus*, *Faustulus*, *Proculus* oder gar *rex sacrificulus* kommt man mit der Charakterisierung als Diminutiv einfach nicht durch. Auch dem Problem der chronologischen und sozialen Differenzierung der Cognomina geht das Buch nach. O. Gigon

**J. M. André: Recherches sur l'otium romain.** Ann. Littér. de l'Univ. de Besançon vol. 52. Les Belles Lettres, Paris 1962. 81 S.

Zwei Abhandlungen sind hier vereinigt: die erste geht dem ursprünglichen römischen Sinne von *otium* nach und nimmt nach einer Übersicht über die älteren Erklärungs- und Etymologisierungsversuche dieses seltsamen Wortes recht einleuchtend an, daß es zunächst in der Militärsprache zuhause gewesen sei und sei es den 'freien Ausgang' des Soldaten, sei es, wie *indutiae*, den vorübergehenden Waffenstillstand bedeutet habe. Die zweite Abhandlung will die Rolle des *otium* beim Philosophen Seneca darstellen, eine (wie alle derartigen Bemühungen um Seneca) nicht sehr dankbare Aufgabe, da im endlos fluktuierenden Denken Senecas immer wieder jede Aussage durch eine andere neutralisiert zu werden scheint, alle möglichen Gedankenrichtungen sich kreuzen und es nie zu einer profilierten und gültigen Entscheidung zwischen Praxis und Theoria kommen lassen. Immerhin hat sich der Verf. die größte Mühe gegeben, ein Bild von Senecas geistiger Situation zu geben. Es fragt sich, ob wohl mehr herausgekommen wäre, wenn auch dieses Problem etwa auf der Linie der

bekannten Arbeit Neuenschwanders verfolgt, also Seneca mit den griechischen Stoikern der Kaiserzeit näher konfrontiert worden wäre. Seine Stellung in der gesamten Problemgeschichte wäre vielleicht klarer geworden.

O. Gigon

**G. Valerio Catulo: Poesías.** Texto revisado y traducido por *Miguel Dolç*. – **Proprecio: Elegías.** Edición, traducción, introducción y notas de *Antonio Tovar y María T. Bel-fiore Martire*. Colección Hispanica de autores Griegos y Latinos. Ediciones Alma Mater S.A., Barcelona 1963. LXXI, 156 bzw. XLVII, 257 S.

Zwei weitere Bände dieser kritischen und zweisprachigen spanischen Textausgaben griechischer und lateinischer Autoren (vgl. Mus. Helv. 1963, 249) seien hiermit angezeigt. Blättert man in den beiden Bänden mit dem Blick auf die Textgestaltung, so mag am meisten das letzte Wort der properzischen Elegiensammlung auffallen: hier haben wir nun die berühmte Konjektur von Heinsius abgelehnt und das überlieferte *aquis* wieder in den Text gesetzt, so wie die Überlieferung in jüngster Zeit mehrfach verteidigt oder jedenfalls die Konjektur angezweifelt worden ist (zu den Belegen bei Axelson, Ovidiana [1958] 128, kommt der Thes. L. L. s.v. *honoratus* dazu und neuestens Camps, Propertius Book IV [1964]).

H. Haffter

**Victor Pöschl: Die Hirtendichtung Virgils.** Carl Winter, Heidelberg 1964. 154 S.

Am Beispiel der 1. und 7. Ekloge – einem ernsten und einem heiteren Gedicht – entwickelt Pöschl die Prinzipien der neuen, klassischen Kunst, deren Begründer Vergil ist. Die 1. Ekloge (1. Kap.) wird abschnittweise, eng vom Text ausgehend, nach Sprache, Stil, Metrik und Komposition interpretiert, der Gehalt wichtiger Begriffe untersucht (u. a. *otium* in politischem und philosophischem Sinn), Herkunft und Bedeutung wichtiger Motive verfolgt, wie z. B. die Macht der Musik, ihre heilende und besänftigende Wirkung oder die Göttlichkeit des Retters. Indem er in feiner Sensibilität auch der inneren Bewegung der Sprach- und Stimmungsnuancen nachspürt, verbindet der Verfasser wissenschaftliche Einzelforschung mit feinfühliger Erfassung von Vergils geistiger Aussage, die letztlich als «Verkündung einer heilen, gotterfüllten Welt» verstanden wird.

Bei der Behandlung der 7. Ekloge (3. Kap.) stehen dem Inhalt entsprechend formale Be trachtungen im Vordergrund. Pöschl gelingt es, die bisher mit Unbehagen beantwortete Frage, warum Corydon Sieger wird, einleuchtend zu klären. Durch eine Fülle von sprachlichen, stilistischen, metrischen, kompositorischen und poetischen Beobachtungen erhellt, wie Corydon, der wahre Dichter im Sinne Vergils, sich von seinem *obtrectator* abhebt und auf dem dunklen Grund einer «Ästhetik des Häßlichen» nur um so glänzender aufleuchtet. Besonders fein wird auf die gegenseitige Beeinflussung der beiden Partner hingewiesen.

Das in der 7. Ekloge verkörperte poetische Programm deckt sich mit den Darlegungen des 2. Kapitels: Prinzipien der lateinischen Klassik. Interessant ist der Versuch, die Grundsätze, die Heinrich Wölfflin für die klassische bildende Kunst Italiens aufgestellt hat, auf die lateinische Dichtung anzuwenden, z. B. die Zuordnung des Einzelnen auf das Ganze, die, wie Hinweise auf die römische Malerei und Architektur (Kaschnitz) ergeben, eine Gemeinsamkeit römisch-italienischer Kunst allgemein ist, ferner Größe und Einfachheit oder die lässige Spannung. Auch Gedanken von Hofmannsthal, Borchardt, Staiger u. a. über deutsche Lyrik werden fruchtbar einbezogen und zeigen, daß Vergil mit Recht einer «der Begründer unserer Dichtkunst» genannt werden darf. – Die Darlegung selbst erscheint in Aufbau und Sprache als eine Verkörperung klassischer Form.

Irene Troxler-Keller

**Incerti auctoris Aetna.** Edited with an introduction and commentary by *F. R. D. Goodyear*. Cambridge Classical Texts and Commentaries 2. Cambridge University Press 1965. VIII, 244 S.

Neben der zweisprachigen Ausgabe des 'Aetna' von Richter (Berlin 1963) liegt nun auch eine kritische Ausgabe mit Kommentar vor. Die ausführliche Einleitung behandelt die Handschriften und Ausgaben (von Scaliger bis Richter); besonders eingehend werden die Lectiones Gyraldinae, denen G. große Bedeutung zumißt, besprochen. Dagegen sind die beiden Abschnitte über Quellen und Datierungsfrage sehr knapp gehalten. Der Text selber zeigt mit über fünfzig Kreuzen eindringlich, wie schlecht unsere Überlieferung ist; der Apparat ist ausführlich, aber nicht sehr übersichtlich, da er zum Teil positiv, zum Teil negativ gestaltet ist. Auch im Kommentar treten textkritische Probleme stark hervor; umsichtig und kritisch diskutiert G. die vielen schwierigen Stellen; wichtig daneben besonders die zahlreichen Parallelen aus den Prosa schriften Senecas. Eine Bibliographie und ein sorgfältig gearbeiteter, vollständiger Wortindex beschließen diese für die Erklärung des schwierigen Gedichtes nützliche Ausgabe, die ein deutliches Bild gibt von dem, was bisher am 'Aetna' geleistet wurde und was noch zu leisten ist.

P. Flury

**Irene Troxler-Keller:** Die Dichterlandschaft des Horaz. Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften, Neue Folge 2. Reihe. Carl Winter, Heidelberg 1964. 162 S.

Die Essays von B. Snell 'Arkadien' und von Rud. Borchardt 'Villa' mögen die beiden Punkte bezeichnen, von denen aus die Verf. dieses aus einer Zürcher Dissertation hervorgegangenen Buches zu ihrer Untersuchung über Horaz ansetzt: Das Phänomen einer idealen geistigen Welt (Dichterlandschaft) als Quellgrund augusteischen Dichtertums einerseits und die Eigenart des römischen Landschaftsempfindens andererseits. Der 1. Teil des Buches (19–128) ist den Oden-Büchern 1–3 gewidmet; in den Kapiteln I. 'Entrückung', II. 'Landschaft', III. 'Musischer Lebensbereich' ist dargestellt, wie Horaz für seine dichterische Existenz neben der Inspiration durch die Entrückung in eine Dichterlandschaft (I) auch der realen Welt des römischen Villendaseins bedarf (III), in der alle die konkreten Bezüge zur Landschaft Italiens (II) gegenwärtig sind (während sie in der Dichterlandschaft, von der Wirklichkeit losgelöst, nur anklingen). Trotz einer verwandten Grundstimmung gelangen die Vorstellungen 'Dichterlandschaft' und 'musischer Lebensbereich' nicht zur Deckung, sie treten vielmehr in ein Spannungsverhältnis zueinander, das aufzulösen dem Dichter selbst bei seinem Versuch in C. I, 1 nicht völlig gelingt. Er hat erst im Spätwerk, im 4. Odenbuch (2. Teil der vorliegenden Arbeit, 131–162), den Gegensatz überwunden, als ihm das reale Tibur, Roms bevorzugter Villenort, zum Inbegriff seiner Dichterwelt wurde; da hat denn Horaz neben Vergils Arkadien seine ganz eigene, persönliche Vorstellung der Dichterlandschaft verwirklicht. – Hervorgehoben sei, daß die Ergebnisse der Arbeit an sorgsamer Interpretation der Gedichte gewonnen werden. H. J. Schweizer

**Interpretationen** herausgegeben vom Landesinstitut für den altsprachlichen Unterricht Nordrhein-Westfalen in Köln. Gymnasium Beiheft 4. Carl Winter, Heidelberg 1964. 162 S., 16 Abb.

Das Heft soll «nicht ein Angebot konkreter didaktischer Rezepte» sein, die gestellte Aufgabe ist vielmehr, «schulisch relevante Themen wissenschaftlich neu zu durchdenken.» Die acht Beiträge beschränken sich auf Römisches, wobei der Begriff «Interpretation» sehr verschieden gefaßt ist.

Hans Volkmann (Antike Romkritik, Topik und historische Wirklichkeit) behandelt den Vorwurf der Königsfeindlichkeit und der Raubgier, ausgehend von der *Oratio Mithradatis* aus Sallusts Historien und der Calgacusrede bei Tacitus, Agr. 30–32. Erich Burck (Aktuelle Probleme der Livius-Interpretation) gibt einen eindrucksvollen Überblick über die Camillusepisode bei Livius, Bücher 5 und 6. Drei Beiträge sind Horaz gewidmet: Hellfried Dahlmann interpretiert Carm. 1, 38 *Persicos odi*, Gerhard Radke (*Dux bonus*) Carm. 4, 5, Hans Reynen (Klima und Krankheit auf den Inseln der Seligen) beschäftigt sich eingehend mit den an der überlieferten Stelle störenden Versen 61 f. der 16. Epoede und begründet überzeugend die schon früher (zuletzt in der Ausgabe von Vollmer 1907) vorgeschlagene Versetzung hinter Vers 56 anstatt, wie heute üblich, hinter Vers 52. Tacitus ist mit zwei Aufsätzen vertreten: Werner Suerbaum gibt «Interpretationen zum Staatsbegriff des Tacitus», Heinz Heubner (Sprache, Stil und Sache bei Tacitus) zeigt eindrücklich, wie ausschließlich stilkritische Interpretation ohne Berücksichtigung des Sachlichen dem Text nicht gerecht werden kann. Auch die Archäologie kommt zum Wort: Helga v. Heintze (Aspekte römischer Porträtkunst) bespricht den Zusammenhang von Porträt und Ahnenbild, das Verhältnis von Original und Kopie und stellt in instruktiver Weise verschiedene Typen des römischen Kaiserbildnisses nebeneinander; dazu 15 ausgezeichnete Tafeln. E. Kienzle

**Winfried Trillitzsch:** Senecas Beweisführung. Schriften der Sektion f. Altertumswissenschaft d. Deutschen Akad. d. Wiss. zu Berlin 37. Akademie-Verlag, Berlin 1962. XIV, 148 S.

Alles, was Seneca in den philosophischen Schriften an Mitteln zum Überzeugen und Gewinnen des Lesers verwendet, ist hier fleißig zusammengetragen: neben den eigentlichen Beweisen der stoischen Dialektik und der Rhetorik die Argumentationsformen der Diatribe und Consolatio, Zitate, Apophthegmata und Exempla, schließlich die dem Stil Senecas das Gepräge gebenden Sentenzen, Metaphern und ausgeführten Vergleiche. Im ersten Teil konfrontiert der Verf. diese verschiedenen Elemente instruktiv mit der Theorie und untersucht ihre Herkunft. Sieht man vom streng philosophischen Syllogismus ab, den Seneca selten ernsthaft braucht, so lassen sie sich in noch höherem Maße, als Tr. meint, der den persönlichen Einfluß von Senecas Vater überschätzt, auf die Regeln der Schulrhetorik und auf die davon mitbestimmte Diatribe zurückführen. Der zweite Teil zeigt die Anwendung an Beispielen, vorwiegend aus den Episteln. Um «die persönliche Leistung Senecas» hervortreten zu lassen, was S. 1 f. als Ziel genannt ist, müßte man diese vermehrt vom Hintergrund der gegebenen Tradition abheben. Da Tr. hier nicht über Allgemeinbegriffe hinauskommt und Quellenfragen bewußt ausschaltet, liegt der Ertrag des zweiten Teils vorwie-

gend in der Erhellung von Senecas Kunst, die einzelnen Mittel im Dienste der Bekehrung zum philosophischen Leben wirkungsvoll zu verbinden und zu steigern. Sinnstörend sind manche Fehler im Text der lateinischen Zitate (S. 29. 37<sup>2</sup>. 38<sup>5</sup>. 39<sup>1</sup> u. ö.). F. Heinimann

*A. A. H. Bastiaensen C.M.: Le cérémonial épistolaire des Chrétiens latins. Origine et premiers développements. – H. A. M. Hoppenbrouwers: Commodien, poète chrétien. Graecitas et Latinitas Christianorum primaeva. Supplementa fasc. 2. Dekker & Van de Vegt, Nijmegen 1964. 96 S.*

Bastiaensen geht aus von den kurzen Formeln der älteren Zeit (Cicero bis Fronto). Er behandelt die Grußformel, die Gesundheitsformel (*si tu uales usw.*), die Subscriptio und die Anreden im Verlauf des Briefes. Bei Cyprian zeigt sich eine spezifisch christliche Erweiterung dieser Formeln; insbesondere richten sich gewisse Ausdrücke nach der Person des Empfängers (besondere Formeln für Glaubenszeugen). Zum Schluß wird die Untersuchung bis in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts weitergeführt.

Hoppenbrouwer ist überzeugt, daß alle bisherigen Versuche, dem Geheimnis Commodians näher zu kommen, an eklektischen Methoden oder vorgefaßten Meinungen scheiterten. Nur eine Synthese durch Analyse der Werke gewonnener Resultate kann ein klares Bild des Dichters ergeben und seine Einordnung in die Geschichte der christlichen Dichtung ermöglichen. Durch Untersuchung der Christianismen kommt H. zur Feststellung, daß das Vokabular Commodians insofern spezifischer christlich ist als das der andern Dichter, als er poetische Ausdrücke der klassischen Tradition (wie z. B. *Tartara* für Hölle) meidet. Zeitlich neigt H. zu einer relativ frühen Ansetzung der Gedichte. Ed. Liechtenhan

*Pierre Courcelle: Histoire littéraire des grandes invasions germaniques. 3e édition. Etudes Augustiniennes, Paris 1964. 436 p.*

Comparativement avec les éditions précédentes, française et brésilienne, l'ouvrage se présente sous un aspect assez différent pour être signalé à nouveau: format agrandi, nombre de pages quasi doublé, illustration abondante (70 planches), originale, étroitement reliée au texte. Les notes ont repris leur place en bas de page. L'exposé n'a pas subi de modifications fondamentales. Néanmoins il comporte d'importantes insertions et adjonctions. Sept appendices traitent de questions controversées (*Date, source et genèse des Consultationes Zacchaei et Apollonii, Fragments historiques de Paulin de Nole, Un nouveau traité d'Eutrope, prêtre aquitain, etc.*); le huitième (35 pages) concerne l'explication des planches. Références, bibliographie, table des auteurs anciens traduits en français ont été mises à jour, 1964 inclusivement. On regrettera la suppression du plan de Rome sous le Bas-Empire, de l'Index général que ne compense pas la Table des noms propres. Cela entraîne la perte de mots-vérité piquants et suggestifs tels que: «camp de concentration», «collaboration avec les Germains», «partage des terres», «résistance», «sagesse des Barbares» ... Mais le lecteur aura la joie d'aller à la recherche.

Beau sujet: les répercussions des invasions germaniques dans la littérature et la pensée antiques, leurs incidences sur la lutte entre le paganisme et le christianisme, sur le problème du Mal, puisqu'il s'agit de concilier des réalités souvent atroces et les desseins de la Providence divine. Ainsi paré le livre, riche à tous égards, brillamment écrit et dont l'éloge n'est plus à faire, réjouira homme cultivé (citations traduites), philologue et historien, bibliophile.

Jean Béranger

*Hans Schaefer: Probleme der Alten Geschichte. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge, herausgegeben von Ursula Weidemann und Walter Schmittner. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1963. 449 S., 1 Taf.*

Die Hälfte der 24 Arbeiten behandelt die griechische Geschichte des 5. Jahrhunderts, vor allem die Geschichte der Staatsformen und der politischen Ideen. Mit besonderer Liebe ist die politische Leistung des griechischen Adels herausgearbeitet: Das Bewußtsein, Hellenen zu sein, konnte sich nur so weit ausbreiten, als es einen Adel gab, der an den panhellenischen Festen teilnahm ('Das Problem der griechischen Nationalität', 1955). In der Kolonisation sieht Schaefer die aristokratische Form der Eroberung in einer Zeit, da im Mutterland der Oberbefehl im Kriege noch dem König vorbehalten ist ('Eigenart und Wesenszüge der griechischen Kolonisation', 1960). In den meisten Städten hat der Adel seine Herrschaft bis in das 4. Jahrhundert behalten. Athen steht durchaus für sich: Die führenden Staatsmänner sind bis Perikles noch ausschließlich Aristokraten, doch können sie sich seit der Phylenreform des Kleisthenes nicht mehr auf ererbte Gefolgschaften stützen, sondern der einzelne Adlige hat sich seine Anhängerschaft durch sein Auftreten in der Volksversammlung zu schaffen ('Das Problem der Demokratie im klassischen Griechentum', 1951). – Auf die zwei Vorträge, die hier zum ersten Mal veröffentlicht sind, muß besonders hingewiesen wer-

den: 'Der Ritterstand der römischen Republik' (1957) und 'Die Autonomieklausel des Kalliasfriedens' (1953: Der Friede des Kallias ist ein jederzeit widerrufbarer modus vivendi; die militärische Demarkationslinie und der Verzicht auf die direkte Beherrschung Ioniens gelten für Athen wie für den Großkönig). – Der Band enthält ein Verzeichnis von Schaefers Veröffentlichungen.

P. Kußmaul

**Francis Vian:** *Les origines de Thèbes. Cadmos et les Spartes. Etudes et Commentaires* vol. 48. Klincksieck, Paris 1963. 258 S.

Der Gedanke, durch umfassende Aufarbeitung aller mythologischen und archäologischen Zeugnisse ein Bild von der Ktisis einer Stadt zu geben, ist als solcher völlig richtig und vielversprechend. Das vorliegende Buch hat denn auch die auf Kadmos, Harmonia und die Gründung Thebens bezüglichen Texte in großer Vollständigkeit gesammelt und sich auch um die Grabungsbefunde und Vasenbilder (12 Tafeln sind beigegeben) bemüht. Wenn es doch nicht zu befriedigen vermag, so liegt das an jener Methode, die schon so viele Arbeiten zum griechischen Mythos zum Scheitern gebracht hat: anstatt die Texte zuerst einmal literaturgeschichtlich zu interpretieren, sie wenn möglich mit einem der großen Namen, die sich hier aufdrängen (von Hesiod über Hellanikos, Ephoros, Philochoros und andere hinab zu den hellenistischen Gelehrten), zu verbinden und damit einigermaßen zu datieren, wird sofort nach den typischen Strukturen jedes Mythos gefragt, ethnologisch-folkloristisches, sodann soziologisches und linguistisches Material beigebracht und das Ganze kühn mit unserm anderweitigen Wissen vom Griechenland der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. kombiniert. Das, was ich die literaturgeschichtliche Qualität jedes einzelnen mythologischen Zeugnisses nennen möchte, kommt auf diese Weise hoffnungslos zu kurz, und das Endergebnis ist ein Bild der Urgeschichte Thebens, das eindrucksvoll, aber historisch mehr als problematisch ist.

O. Gigon

**A. J. Graham:** *Colony and Mother City in Ancient Greece.* Manchester University Press 1964. 259 S.

Die Ergebnisse des gehaltreichen und interessanten Buchs, das die Beziehungen von Kolonie zu Mutterstadt in vorhellenistischer Zeit behandelt, sind begründet auf umblückende, kenntnisreiche und vorsichtige Interpretation der einschlägigen Inschriften, und natürlich auch der Autorenstellen – aber Inschriften sind es eben, die hiefür das frühere Wissen stark bereichert haben.

Dank der sorgfältigen Interpretation kommt es in dieser Arbeit dazu, daß die historische Wirklichkeit nirgends durch theoretische Konstruktionen vergewaltigt wird. Wenn auch der Ausgangspunkt der Koloniegründung ähnlich war und die leitende Auffassung des Verhältnisses von Kolonie und Mutterstadt sich ähnlich blieb, so brachte doch der Lauf der Entwicklung eine große Mannigfaltigkeit in der tatsächlichen Praxis mit sich. Dies legt Graham dar. Und da solche religiösen und politischen Bindungen zwischen Städten in der älteren griechischen Geschichte große Bedeutung hatten, lohnt es sich, im einzelnen Fall darauf zu hören, wie ihn Graham beurteilt.

P. Von der Müll

**W. Kendrick Pritchett:** *Ancient Athenian Calendars on Stone.* University of California Publications in classical archaeology 4, 4. University of California Press, Berkeley/Los Angeles 1963. S. 267–402. 5 Taf., 3 Abb.

Die reichen Inschriftenfunde der letzten Jahrzehnte vor allem aus den amerikanischen Agoraausgrabungen in Athen haben auch zu einer neuen Beschäftigung mit den Problemen des attischen Kalenders geführt, besonders in einer lebhaften Auseinandersetzung der beiden Spezialisten Merritt und Pritchett über die Möglichkeiten der Rekonstruktion dieses Kalenders in den Einzelheiten. In dieser neuen Veröffentlichung zeigt der Verf. zunächst, daß die Lesung mehrerer entscheidender Stellen dafür wichtiger Inschriften sehr unsicher, manches falsch gelesen und anderes nicht mehr sicher erkennbar ist. Die weitere Untersuchung kommt dann neuerdings zu dem leider betrüblichen, aber durch literarische und inschriftliche Zeugnisse reichlich und sicher begründeten Ergebnis, daß nicht nur in Athen, sondern in Griechenland allgemein der normale Kalender, in Athen *κατ' ἀρχοντα* genannt, durch willkürliche Einschaltung oder Fortlassung von Tagen innerhalb eines Jahres sehr stark manipuliert wurde und damit völlig unregelmäßig war. Gelegentliche im 2. Jahrhundert v. Chr. vorkommende Datierungen nach dem wirklichen Mondlauf werden demgegenüber in Athen als *κατὰ θεόν* bezeichnet, und ebenso scheint die neben dem bürgerlichen Kalender in Athen gebrauchte Datierung nach den Tagen der Prytanien stets regelmäßig geblieben zu sein. Eine Kalenderregelung nach festen Zyklen, wie sie die Astronomen verwenden, hat es im praktischen Gebrauch weder für die Abfolge der hohlen und Schaltmonate noch für die Einschaltung von Schaltjahren gegeben. Schematische Berechnung von Tagesdaten nach

dem bürgerlichen Kalender ist daher nur sehr angenähert möglich. Für jede Beschäftigung mit dem griechischen Kalender ist diese Untersuchung, die sich streng an das wirklich Sichere hält, unentbehrlich.

Ernst Meyer

**Studien zur Papyrologie und antiken Wirtschaftsgeschichte**, Friedrich Oertel zum achtzigsten Geburtstag gewidmet, herausgegeben von Horst Braunert. Rudolf Habelt Verlag, Bonn 1964. XVI, 208 S., 3 Taf.

19 in dieser Festschrift für Fr. Oertel vereinigte kurze oder längere Aufsätze behandeln Probleme der im Titel genannten Gebiete, zum größten Teil Beiträge zur Lesung und Erklärung einzelner Papyri oder zur Verwaltung des ptolemäischen und römischen Ägypten. Als von allgemeinerem Interesse seien hervorgehoben der Aufsatz von W. Peremans über die Zweisprachigkeit im ptolemäischen Ägypten, der nachweist, daß sowohl Griechen wie Ägypter überwiegend nur ihre eigene Sprache beherrschten und Zweisprachigkeit eher Ausnahme war, der Aufsatz von H. Kupiszewski über römisches Provinzialrecht in Ägypten mit dem Nachweis von Rechts- und Prozeßformen verschiedener Herkunft, A. Schiller über einen Rechtsstreit aus dem 7. Jahrhundert n. Chr., der sich von der persischen über die byzantinische in die arabische Zeit hinzog und in griechischen und koptischen Urkunden seinen Niederschlag fand, und A. Grohmann über den Beamtenstab der arabischen Finanzverwaltung in Ägypten, Lauffers Behandlung eines Stücks des diokletianischen Preis-edikts aus Pharai in Messenien. Heichelheims Vermutung (S. 19), in Pap. Oxy. 2435 Z. 40 unter den Teilnehmern eines Staatsrats unter Augustus den Namen Seians zu ergänzen, ist äußerst unsicher, und M. Gelzer hält es nicht für unter seiner Würde, den Unsinn eines Buches von R. Knapowski über den römischen Staatshaushalt von 293 v. Chr. noch im einzelnen zu widerlegen. Ausführliche Indices erschließen den Inhalt des Bandes, und voran steht eine Bibliographie der Schriften Oertels.

Ernst Meyer

**Eckart Olshausen: Rom und Ägypten von 116 bis 51 v. Chr.** Diss. Erlangen/Nürnberg 1963. 66 S.

Die hier angezeigte Dissertation ist eine Fortsetzung der Leipziger Dissertation aus dem Jahre 1933 von Heinz Winkler über Rom und Ägypten im 2. Jahrhundert v. Chr. und reicht von dem durch einen interessanten Papyrus bezeugten Besuch des römischen Senators L. Memmius in Ägypten im Jahre 112 v. Chr. bis zum Tod des Ptolemaios XII. Auletes im Jahre 51 v. Chr. mit den Kapiteln über diesen Besuch, den Aufenthalt des Lucullus, das Testament des Ptolemaios XI. Alexandros II., die Kyprosaffäre vom Jahre 58 v. Chr. und die Regierung, Flucht und Rückführung des Auletes. Die behandelten Ereignisse sind ausführlich besprochen. Immerhin hätte man erwarten dürfen, daß bei einem so eng begrenzten Thema die moderne Literatur besser und ausführlicher berücksichtigt wäre; es sind wichtigste Werke nicht benutzt worden. Bei besserer Kenntnis der neueren Literatur, die in diesem Fall überhaupt nicht herangezogen wurde, wäre wohl auch die verfehlte Beziehung der delischen Inschrift Inscr. de Délos nr. 1699 (nicht einmal dieses Zitat ist gegeben!) auf Lucullus (S. 20f.) unterblieben, die man längst nahezu zweifelsfrei Marius zugewiesen hat.

Ernst Meyer

**Gérard Chalon: L'édit de Tiberius Julius Alexander.** Etude historique et exégétique. Bibliotheca Helvetica Romana V. Urs Graf-Verlag, Olten/Lausanne 1964. 279 S., 5 Taf.

Das Edikt des Statthalters Tib. Julius Alexander vom 6. Juli 68 n. Chr. aus dem Anfang der Regierung Galbas, das am ersten Pylon des Tempels in der Oase Chargeh (Hibis) eingemeißelt ist, ist das längste und wichtigste Edikt eines römischen Statthalters in Ägypten, das es gibt. Es verspricht in mehreren Abschnitten die Behebung einer ganzen Reihe von Mißständen und Beschwerden innerhalb der Steuererhebung und Finanzverwaltung und ist damit ein sehr inhaltsreiches und wichtiges Dokument über die Verhältnisse im damaligen römischen Ägypten. Der Text ist in den oberen zwei Dritteln gut, im unteren Drittel sehr schlecht erhalten. Die Beschäftigung mit dieser wichtigen, seit 1818 bekannten Inschrift litt bisher darunter, daß die vorhandenen Abschriften nicht immer zuverlässig genug waren, und es gab auch aus neuerer Zeit keine zugängliche Gesamtbehandlung der Inschrift. Durch die Aufnahme des Tempels durch die Expedition des Metropolitan Museums ist nun der vorhandene Text, zu dem es sogar noch in einer zweiten Inschrift und in einem Papyrus teilweise Duplikate gibt, sicher festgestellt und damit die unerlässliche feste Grundlage für eine neue Behandlung gegeben. Diese liegt nun in diesem umfänglichen Buch vor, das dieses große Dokument nach allen Seiten hin, geschichtlich, wirtschaftsgeschichtlich, rechts- und verwaltungsgeschichtlich eingehend und gründlich kommentiert unter Heranziehung eines reichen Belegmaterials für alle einzelnen Fragen und auf Grund umfassendster Benutzung der modernen Literatur. Am Schluß steht in einem Anhang

noch ein Verzeichnis aller bekannten Statthalteredikte (42), und ausführliche Indices erschließen die Fülle der behandelten Themen und Einzelheiten. Beigegeben sind die hervorragend klaren Tafeln der amerikanischen Monographie über den Tempel mit den Photos der gesamten Inschrift, die im übrigen außer im griechischen Originaltext auch in französischer Übersetzung gegeben wird.

Ernst Meyer

*'Αρτώνιος Μ. Μπαμπάκος: Σχέσεις Οἰκογενειακοῦ Δικαίου εἰς τὴν νῆσον Κάλυμνον τὸν α' μ. Χ. αἰῶνα.* Athen 1963. 143 S.

Übersetzt lautet der Titel: «Familienrechtliche Verhältnisse auf der Insel Kalymnos im 1. Jahrhundert n. Chr.» Das griechische Familienrecht war bis jetzt fast ausschließlich aus den attischen Rednern und aus den ägyptischen Papyri bekannt. Eine neue Quelle von großer Bedeutung, die Freilassungsinschriften, hat A. Babakos (1935–1964) erschlossen in seinen Werken über das Familienrecht von Thessalien (*Πράξεις Κοινῆς Διαθέσεως ... κατὰ τὸ δίκαιον τῆς ἀρχαὶ Θεσσαλίας*, Athen 1961) und Kalymnos. Ausgangspunkte der vorliegenden Untersuchung sind die Erwähnung von *ἀπελευθερωτικὰ δίκαια*, Verpflichtungen des Freigelassenen gegen den Freilasser, in den Inschriften von Kalymnos, und die gemeinschaftliche Freilassung durch mehrere Freilasser, die auffallend häufig vorkommt. Hauptinhalt der *ἀπελευθερωτικὰ δίκαια* war nach B. die Paramone, die Pflicht, in dienender Stellung beim Freilasser zu bleiben. Nach dem Tode des Freilassers ging der Paramone-Anspruch auf seine Kinder über, doch konnte er in der Freilassungsakte nicht nur auf seinen eigenen Anspruch, sondern auch auf den seiner Kinder verzichten. Für die Interpretation der gemeinschaftlichen Freilassung ist maßgeblich, wie die Freilassenden miteinander verwandt sind: Sind sie nicht miteinander verwandt oder sind sie Brüder, so hat ihnen der Sklave gemeinschaftlich gehört; nehmen die Söhne des Hauptfreilassers an der Freilassung teil, so tun sie es, um auf ihre *ἀπελευθερωτικὰ δίκαια* zu verzichten; sind die gemeinsam Freilassenden Ehegatten, so hat zwischen ihnen eine wohl durch Vertrag begründete Verfügungsgemeinschaft bestanden. B. beherrscht die Materie gründlich und interpretiert die Inschriften mit Umsicht. Eine von ihm selbst verfaßte deutsche Zusammenfassung des Buches findet sich in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Rom. Abt. 81 (1964) 31–51.

P. Kußmaul

*Fernand de Visscher: Le droit des tombeaux romains.* Giuffrè Editore, Milano 1963. 339 S., 11 Taf.

In einem ersten, systematischen Teil orientiert V. zunächst über römische Grabformen (dazu 11 Tafeln mit leider ungenügender Legende) und Bestattungsarten, ferner über den religiösen Charakter des Grabes (nebenbei: V. hält an der heute überholten Etymologie *religio* – *ligare* fest; dazu Latte, Römische Religionsgeschichte 39 Anm. 3). Im Mittelpunkt der Darstellung steht die juristische Seite: Die relative Unveränderlichkeit des Grabes, die sich nur auf den sepulkralen Charakter als solchen, nicht aber auf die Besitzverhältnisse bezieht; das *ius sepulcri* und das privatrechtliche *iter ad sepulcrum*; die Entwicklung vom Familiengrab zum Erbgrab mit testamentarischer Bestimmung; die Entstehung der *actio de sepulcro violato*.

Der zweite Teil des Buches enthält neun zum Teil bereits veröffentlichte Arbeiten zum Thema, vor allem eingehende Interpretationen von Inschriften, unter anderm der viel diskutierten sogenannten Grabinschrift von Nazareth mit dem *διάταγμα Καίσαρος*; die darin enthaltene Androhung der Todesstrafe ist nach V. nicht in das kaiserliche Edikt einzubeziehen, sondern gehört einem auch stilistisch faßbaren Zusatz des Grabherrn an. – An Hand von zwei Inschriften aus der Nekropole der Isola sacra wird gezeigt, wie auf einer früheren Grabstätte durch Teilung oder Überdeckung ein *locus purus* für ein neues Grab geschaffen wird. – Weiterhin beschäftigt sich V. mit der einschlägigen Stelle aus dem Gnomon des Idios Logos; mit der Entstehung christlicher Grabstätten aus römischen Familiengräbern oder Stiftungen an ein Collegium; mit der Darstellung der Ascia, deren Bedeutung als Zimmermanns- und Maurerwerkzeug gegenüber der rein symbolischen Auslegung unterstrichen wird. Der letzte Aufsatz weist auf eine für die christliche Archäologie bedeutsame kaiserliche Verfügung aus dem Jahre 386 zum Schutze der Märtyrergräber hin.

Den äußerst subtil geführten Untersuchungen entspricht leider nicht die Sorgfalt des Druckes. Deutsche Titel und Eigennamen sind in der unbekümmerten italienischen Weise gegeben, und die zahlreichen lateinischen Zitate sind im Druck oft so entstellt, daß sie ohne Zuhilfenahme des Corpus Iuris kaum entziffert werden können.

E. Kienzle

*Mélanges Philippe Meylan.* Recueil de travaux publiés par la Faculté de droit de l'Université de Lausanne. Imprimerie Centrale de Lausanne, Lausanne 1963. 2 Bde. XXIV, 468 S., 2 Taf.; 249 S., 1 Taf.

Der erste Band der Festschrift für den Lausanner Romanisten Ph. Meylan ist dem römischen Recht gewidmet, der zweite vor allem der mittelalterlichen und neueren Rechtsgeschichte; es können hier nur die Arbeiten zum öffentlichen Recht der Römer genannt werden. – V. Arangio-Ruiz, *Il giardino funerario di Pompea Musa e le sue vicende* (Interpretation einer alexandrinischen Inschrift, die Auszüge aus den Akten eines zwischen 89 und 91 n. Chr. geführten Prozesses enthält). – Alexander Beck, Gedanken zum rechtsstaatlichen Aufbau vornehmlich des ausgehenden Prinzipats. – P. de Francisci, *Dietro le quinte della compilazione giustinianea* (zur amtlichen Stellung und Tätigkeit Tribonians). – G. Grossi, Note critiche di diritto romano I: *La lex Claudia de sociis e i rapporti fra lex e ius*. – M. Kaiser, Die Jurisdiktion der kurulischen Ädilen (zur *missio in bona* ist nur der Praetor befugt, nicht die Ädilen, die kein *imperium* besitzen). – Giuseppe Luzzatto, In tema di *limitatio* (das Ritual der *limitatio* reicht nicht in die älteste Zeit Roms zurück und darf darum nicht als Quelle für die älteste Geschichte des römischen Eigentums herangezogen werden). – G. Pugliese, Gai. 4, 32 e la *pignoris capio* (über die Rechtsmittel des Steuerpächters gegen den Steuerpflichtigen). – F. de Visscher, La loi des XII Tables et la protection des tombeaux (erschließt aus Cicero, De leg. 2, 64 eine Bestimmung des Zwölf-Tafel-Gesetzes zum Schutze der Gräber). – Die Festschrift enthält eine Bibliographie von Ph. Meylans Schriften.

P. Kußmaul

**Musikgeschichte in Bildern**, herausgegeben von Heinrich Besseler und Max Schneider.

Band 2, Lieferung 5: Günter Fleischhauer: *Etrurien und Rom*. VEB Deutscher Verlag für Musik, Leipzig 1964. 195 S., 80 meist ganzseitige Abb. Format 24 × 34 cm.

Der auf 26 Bände veranschlagte Bilderatlas setzt sich zum Ziel, Anschauungsmaterial für die Geschichte der Musik zu bieten. Und als besonderes Anliegen wird genannt, die «Verbindung der Musik mit dem Leben» aufzuzeigen, d. h. auch den Hörer, «für den musiziert wird», in die Betrachtung einzubeziehen. – Für die Darstellung der etruskischen Musikkultur hat der Verfasser aus den Schätzten der Gräber und Museen 20 Abbildungen ausgewählt, für die der römischen 60. Schon diese Beschränkung zeigt, daß keine lückenlose Dokumentation gesucht wurde; doch wird jedes Bild sorgfältig beschrieben und durch die wissenschaftliche Auswertung in einen größeren Zusammenhang eingeordnet. Der Anhang enthält auf über 50 Seiten Karten, sehr ausführliche Zeittafeln, ein ziemlich vollständiges Verzeichnis der neueren Literatur und gute Register.

Die Einleitung durchgeht systematisch die Bereiche im Musikleben der Etrusker und Römer, die bisher haben erschlossen werden können, und versucht nachzuweisen, daß sich in der Forschung der letzten Jahrzehnte, insbesondere dank der ikonographischen Methode, neue Wege eröffnet hätten zu einer «objektiveren und gerechteren Beurteilung» der musikalischen Leistungen beider Völker. Der Nachweis allerdings, daß diese – abgesehen von einzelnen technischen Verbesserungen und von der Vereinigung vieler orientalischer und griechischer Elemente zu einem musicalischen Synkretismus – auch noch einen eigenständigen Beitrag zur antiken Musikkultur geleistet hätten, scheint mir nicht gelungen zu sein. Immerhin wird deutlich, daß die Musik auch im Leben dieser Völker einen weit größeren Raum eingenommen hat, als gemeinhin angenommen wird.

L. Nyikos

**Joseph Vogt: Der Niedergang Roms. Metamorphose der antiken Kultur.** Kindlers Kulturgeschichte. Kindler Verlag, Zürich 1965. 634 S.

Mit seiner weitgespannten Thematik, welche Religion, Philosophie, Literatur und bildende Kunst ebenso umfaßt wie Politik und Wirtschaft, zieht der Verf. eine eigentliche Summe der Forschung auf dem Gebiet der Spätantike. Die gelehrt Literatur wird in einem reichen Anhang kapitelweise nachgewiesen, für die konkreten Einzelfragen wird dagegen in der Regel kein Bezug auf sie genommen. Wie der Untertitel zu verstehen gibt, ist die Darstellung trotz der Schilderung von Rückbildungen auf den verschiedensten Gebieten doch letzten Endes auf die schöpferischen Leistungen der römischen Kaiserzeit, auf die Vorbereitung der mittelalterlichen Kultur ausgerichtet. Der Leser deutet die Gesamtheit der vorgeführten Erscheinungen wohl einigermaßen im Sinne des Autors, wenn er die «Metamorphose der antiken Kultur» als einen Rückzug des Menschen in die Innerlichkeit versteht, einen Rückzug, bei welchem der Verfall auf der einen Seite und die Leistungen auf der anderen sich gegenseitig bedingen.

F. Wehrli

**Monumenta Musicae Byzantinae: Lectionaria Vol. 1, p. 415–499: Prophetologium Fasc. V: Lectiones Sabbati Sancti edd. Carsten Höeg et Günther Zuntz.** Munksgard, Kopenhagen 1962.

Seit der Begründung der Monumenta Musicae Byzantinae im Jahre 1933 sind in dieser großangelegten Schriftenreihe zahlreiche Denkmäler, Quellen und Forschungsarbeiten zur

byzantinischen Musik und insbesondere zu deren Notation erschienen, in der Reihe 'Lectio-naria' die liturgischen Texte und Schriftlesungen des griechischen Ritus. Sie interessieren gleicherweise den Kirchenhistoriker, den Philologen und – wegen der Lesezeichen und Neumen – auch den Musikwissenschaftler. Der vorliegende 5. Faszikel umfaßt die Lesungen vom Ostersamstag morgen bis zum Abend des Ostersonntags, d. h. den Höhepunkt im Kirchenjahr der Ostkirche. Die Texte bieten auch wertvolle Angaben über die Liturgie und die Zeremonien der alten Gottesdienstordnung, gehen sie doch zum Teil bis auf die Urkirche zurück, ja bis auf die Osterlesungen der Synagoge. Als besondere 'Einlagen' enthalten sie das Canticum Mosis und den *ὕμνος τῶν τριῶν πατῶν*. Der sorgfältig gestaltete und kritisch kommentierte Text stützt sich zusätzlich auf einige Codices aus dem St. Catharina-Kloster des Sinai (Sin. 7. 8. 9. 13), deren Notationen sich von denjenigen der Handschriften von Konstantinopel unterscheiden.

Noch vor der Drucklegung ist der verdiente Begründer der MMB, Carsten Høeg, gestorben, so daß Günther Zuntz nun als alleiniger Herausgeber des Bandes zeichnet. L. Nyikos

**Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur.** Bd. 2: Überlieferungsgeschichte der mittelalterlichen Literatur. Von K. Langosch, A. Micha, d'A. S. Avalle, G. Folena, G. Ineichen, A. E. Quaglio, P. V. Mengaldo, A. Steiger, K. Brunner, F. Neumann, St. Sonderegger. Atlantis-Verlag, Zürich 1964. 843 S.

Der erste, 1961 erschienene Band des nun vollendeten Werkes ist in dieser Zeitschrift 18 (1961) 246 von H. Haffter angezeigt worden. Im zweiten Band kommt die Überlieferung der mittellateinischen Literatur sowie diejenige der jungen Nationalsprachen zur Darstellung, von Französisch, Altprovenzalisch, Italienisch, Spanisch, Englisch, Deutsch sowie Frühgermanisch und Altnordisch. Der reiche Inhalt wird durch Katalog, Register und bibliographischen Index erschlossen.

Die hier zur Darstellung gelangenden Probleme sind so verschiedenartig wie die Stoffgebiete, in der Mehrzahl aber einfacher als diejenigen der antiken Textüberlieferung, wo die ältesten Handschriften durch Jahrhunderte vom Original getrennt zu sein pflegen. Am nächsten kommen den dortigen Verhältnissen wohl diejenigen der frühgermanischen und altnordischen Literatur wegen ihrer lange bewahrten mündlichen Überlieferung. Die Frage nach der ursprünglichen Form drängt sich aber gebieterisch auch für die provenzalische Literatur, die sizilianische Lyrik angesichts ihrer toskanischen Umschreibung oder für die Lieder der manessischen Liederhandschrift auf. Ferner lehrt das Beispiel von Dantes Göttlicher Komödie, daß ein Werk gerade durch seine Berühmtheit und weite Verbreitung zu Schaden kommen kann. Die Überlieferung vieler anderer Autoren bietet dagegen so wenig zu sagen, daß ihre Bearbeiter in den literargeschichtlichen Überblick mit beiläufigen Angaben über Codices ausweichen. In einem Forschungsgebiet, das so wenig erschlossen ist wie teilweise das mittelalterliche Schrifttum, kann aber auch eine solche Behandlungsweise dankenswert sein.

F. Wehrli

**Ecbasis cuiusdam captivi per tropogiam.** Die Flucht eines Gefangenen (tropologisch). Text und Übersetzung mit Einleitung und Erläuterungen, herausgegeben von Winfried Trilitzsch, historisch erklärt von Siegfried Hoyer. Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1964. 160 S.

Die Edition einer mittelalterlichen Tierfabel wie der Ecbasis Captivi darf auch das Interesse des altphilologischen Lesers beanspruchen, denn in antiker Tradition steht diese nicht nur gattungsmäßig, sondern auch nach der hexametrischen Form und der cento-haften Verwendung von Versen vor allem des Horaz, ferner des Vergil und Ovid sowie des Prudentius und anderer. In der Einleitung werden Zeit und Ort der Entstehung, die Person und das Anliegen des Verfassers, seine Vorlagen und anderes mehr behandelt. Der Herausgeber referiert ausführlich über die gelehrté Literatur, aber meistens ohne dabei selbstständig Stellung zu beziehen; als gesichert gilt ihm unter anderm die Datierung auf die Jahre 1043/46 und die Herkunft aus dem französisch-deutschen Grenzgebiet. Für die Sinndeutung des in der Wolfshöhle mit dem Tode bedrohten, aber schließlich daraus geretteten Kalbes sowie der eingelegten Geschichte vom Hofstaat des kranken Löwen bietet er mit vorsichtiger Zurückhaltung die Ansatzpunkte einer noch zu leistenden Interpretation. F. Wehrli

**Robert Aulotte: Amyot et Plutarque.** La tradition des Moralia au XVIe siècle. Librairie Droz, Genève 1965. 405 S.

Eine in ihrer Art musterhafte, reich dokumentierte Untersuchung über die Stellung der plutarchischen Moralia in der Literatur der Renaissance im allgemeinen und über die biographischen und überlieferungsgeschichtlichen Hintergründe der klassischen Übersetzung Amyots im besondern.

O. Gigon

**Franz Dornseiff: Sprache und Sprechender.** Kleine Schriften Bd. 2, hrsg. von Jürgen Werner. Koehler & Amelang, Leipzig 1964. 406 S.

Dem ersten Band der Kleinen Schriften, den Dornseiff kurz vor seinem Tode noch selbst hatte herausgeben können («Antike und Alter Orient» 1956, 21959), läßt sein Schüler W. in erfreulich kurzem Abstand einen zweiten folgen. Er enthält Arbeiten zur Wortgeschichte, vornehmlich des Deutschen. Neben den wichtigen Einleitungen zum ‘Deutschen Wortschatz nach Sachgruppen’ und zu den ‘Griechischen Wörtern im Deutschen’, die mit unwesentlichen Kürzungen wieder abgedruckt sind, dienen auch weitere Aufsätze dem Nachweis von Recht und Wert der onomasiologischen Betrachtungsweise, der D. neben der vorherrschenden Semasiologie zur Anerkennung verholfen hat. Andere behandeln wortgeschichtliche Einzelfragen, manche scheinbar mit leichter Hand hingeworfen, erfrischend unorthodox, gelegentlich überspitzt, aber alle für den Germanisten wie den klassischen Philologen, mit deren Problemen D. gleichermaßen vertraut war, unmittelbar belehrend und anregend durch die souverän gemeiste Fülle des Stoffes und der Gesichtspunkte. Unter den streng linguistischen Beiträgen ist der Aufsatz über Zugehörigkeitsadjektiv und Fremdwort hervorzuheben. Andere Themen, wie ‘*έπιοντος* im Vaterunser’, ‘Der Märtyrer (Name und Bewertung)’, ‘Der -ismus’, mögen die Weite des Gesamtbereichs andeuten, der auch Religionswissenschaftliches und Volkskundliches einschließt. – Der Herausgeber würdigt im Vorwort Persönlichkeit und Werk Dornseiffs und hat die Benützung des Bandes durch willkommene Querverweise und bibliographische Beigaben erleichtert.

F. Heinimann

**Mnema Vladimír Groh.** Opera Universitatis Purkynianae Brunensis, fac. philos. vol. 92. Státní pedagogické nakladatelství, Prag 1964. 262 S., 7 Taf.

Der Band zum Andenken an den 1941 verstorbenen Vladimir Groh vereinigt 19 Aufsätze über verschiedene Themen hauptsächlich zur Geschichte und Kulturgeschichte des Altertums, von denen 9 deutsch, 3 französisch, 2 lateinisch, je einer englisch und italienisch und 3 in slawischen Sprachen geschrieben sind, dazu eine Bibliographie Grohs. Ich hebe daraus hervor den ersten Aufsatz von S. Segert, der die griechisch-lateinische Namensform von Karthago von einer punischen vulgären Kurzform Qarthado ableitet und den Namen Afer von der altorientalischen Volksbezeichnung Apiru (Hapiru), ferner die Aufsätze von Dobíáš über die Bedeutung der Victoriaformel in den Inschriften, V. Ondrouč über die Wanderrungen der Langobarden, A. und L. Vidman über eine den *Mirabilia urbis Romae* nahestehende vulgäre Beschreibung Roms, J. Špaňár über das Verhältnis Heraklits zur Religion, F. Novotný über die antiken Platolegenden, R. Hošek über die Gottesvorstellungen im 4. Jahrhundert n. Chr., A. Bartoněk über den Stand der Entzifferung von Linear A, J. Hejnic über Lesarten eines Codex Krumlov der Invektiven Sallusts und Ciceros. Zwei Aufsätze betreffen archäologische Themen, G. Hejzlar über einen etruskischen Spiegel mit Darstellung des Parisurteils in Brünn und O. Pelikán, der den ludovisischen Sarkophag mit der Schlachtdarstellung in das Jahr 251 n. Chr. datiert. Die letzten drei Aufsätze betreffen nachantike Themen.

Ernst Meyer

**Das Problem des Übersetzens,** herausgegeben von Hans Joachim Störig. Wege der Forschung Bd. 8. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1963. XXXIII, 490 S.

Emil Staiger hat schon grundsätzlich auf die Berechtigung und Güte der vorliegenden Anthologie hingewiesen (*Gnomon* 36 [1964] 515). Wir möchten hier lediglich bedauernd anmerken, daß ausgerechnet in eine Sammlung von z. T. wesentlichen Abhandlungen zum Problem des Übersetzens eine von elementaren Fehlern und schweren Sinnentstellungen strotzende Übersetzung aufgenommen wurde: ein Auszug aus Hieronymus Ep. 57, übertragen von Walter Hasenclever. Zugrunde legt H. eine Ausgabe von 1518 (!), was einiges erklärt, aber nichts entschuldigt. Er ist offensichtlich des Griechischen nicht mächtig («das *Oeconomicon* des Xenophon» [5, 2], *λοσογαιγαροί* statt *λογοδαίδαλοι* [7, 7] u. ä.), des Lateinischen ganz ungenügend: 7, 1 *legimus in Marco* ....: *talitha cumi, statimque subiunctum: quod interpretatur* ... «Talatacumi, und sofort wurde ihm eingegeben, daß er übersetzte ...»; 9, 3 in *Malachia, in novissimo duodecim prophetarum* ... «am Ende von Malachias, zwölften der Prophezeiungen ...»; 10, 4 *vicesimi primi psalmi exordium* ... «einundzwanzig Psalmen beginnen ...» (mit den Worten «Mein Gott, warum hast du mich verlassen ?» nämlich!). Zum sprachlichen Unvermögen gesellt sich, wie ersichtlich, eine bedenkliche Unkenntnis der Bibel (aus *non Achaz* [8, 2] wird – wohl aus der Vorlage übernommen – ein «Nonachaz»). – Ob der Herausgeber, der das Buch «in brüderlicher Verbundenheit» allen Übersetzern widmet, nicht mit Vorteil einen Philologen beigezogen hätte, gemäß Wilamowitz’ Wort, daß eine Übersetzung «zuerst ein Ergebnis philologischer Arbeit» sei?

Chr. Schäublin